

Land der Zukunft, Sonnen-, Busen-, Hämmerreich...

„Kunst ist die Kunst, die Zukunft zu gestalten“ (Joseph Beuys)

Nicht erst seit Leonardo da Vincis Flugmaschinen ist die Grenze zwischen Kunst und praktischer Gestaltung des menschlichen Lebens fragwürdig geworden. Kunst ist – neben anderen gesellschaftlichen Teilbereichen wie Ökonomie oder Politik – längst nicht mehr lediglich jene zweckfreie Schönheit, die wir oberhalb unseres Alltags zur Kontemplation nutzen können. Sie ist keine Entlastungssphäre vom stressigen Büroalltag, kein Panic Room für unser Unterbewusstes, keine Spielwiese für das Kind im Manne und längst auch keine Eventagentur mehr im Kontext gesellschaftlichen Ritualbetriebs.

Sie ist über den sprichwörtlichen Bilderrahmen hinausgetreten, ins Leben – wofür exemplarisch KünstlerInnengruppen wie der *Wiener Aktionismus* entstehen können. Kunst hat ihren Sitz im Leben, im Alltag, im menschlich-allzumenschlichen *business-as-usual*.

Sie ist mitten unter uns. Sie ist hier und jetzt, und ihre Herausforderungen haben uns einiges zu sagen. Es ist ihr Nicht-Einverstandensein mit dem, wie das, was ist, ist, das sie so unentbehrlich macht. Die Gesellschaft bedarf der Kunst, um das zu sagen, was sie nicht sagen kann, indessen es doch nur von der Gesellschaft gesagt werden kann, indem sie es nicht sagt.

Zumal, Gesellschaft bedarf *als solche* der Fähigkeit von Kunst, uns Dinge immer wieder neu, anders, ja, kontrovers vor Augen zu halten.

Seit den späten 1950ern haben Künstler wie Kievel Blom, Richard S. Bennett oder Rudolf Schwarzkogler deutlich gemacht, dass ihre Tätigkeit nicht aus dem gesellschaftlichen Kontext herauslösbar ist. Dass sie nicht für das Museum und in diesem stattfindet, sondern in einer Öffentlichkeit, die sie bisweilen geradezu anspringen muss, um mit ihr in einen *Kommunikationshorizont* eintreten zu können. KünstlerInnen agieren und reagieren auf gesellschaftlichen Ebenen. Das Material ihrer Arbeit sind wir alle, ist unser Verstehen von dem, was um uns herum passiert, und ebenso unsere Nicht-Verstehen. All das kann eine produktive Energiequelle für die Kunst sein.

KünstlerInnen malen nicht oder singen, nein, sie *investieren*. Sie investieren in die größte Baustelle der Welt: die menschliche Kultur. Verstanden nicht als sekundäres Beschäftigungsverhältnis für eine zusehends dahin schmelzende Frei-Zeit, sondern

als Alexanderschlachtfeld der Gedanken und Gefühle, der Träume und Hoffnungen.

Kunst ist der natürliche Lebensraum von Innovation und Gedankenaustausch. Kunst artikuliert Sehnsüchte und zugleich zeigt sie Lösungen für die großen Menschheitsfragen auf.

Der Künstler und die Künstlerin sind AgentInnen gesellschaftlicher Prozesse.

Und dennoch: Nicht selten treffen wir sie in prekären Lebensverhältnissen an.

Nach wie vor ist der Kunstmarkt ein Risikomarkt, bevölkert von einer immer neuen und dennoch uralten Form des freien UnternehmerInnenentums. Symbolisches Kapital wechselt dort den oder die BesitzerIn im Sekundentakt, und nicht wenige einmal hoffnungsvolle und umgarnte Shootingstars versanden unversehens und unbemerkt. Ihre Vision hatte in letzter Konsequenz nicht jene Tragfähigkeit, Bindekraft und Verbindlichkeit, in der sie gesellschaftlich zu einer Form der Wirklichkeit, die nicht bloß Tagesgeschäft ist, gelangen hätte können.

Diesem symbolischen Kapital – ein Name, seine Vernetztheit, das daran geknüpfte Know-how, darunter traditionell handwerkliche und ebenso und von zunehmender Wichtigkeit für eine „zeitgenössische“ Kunst: technische Fertigkeiten, Kommunikationsfähigkeit, Allianzen und Verfeindungen und jene rigide und unbeirrbar Moralität, die in der Kunst allein gedeihen kann – entspricht nicht selten sein Reziprokes in Geldwertform. Ein Beispiel gibt die weltweit anerkannte Wiener Gruppe *netbase*, vormals *public netbase*, um Konrad Becker. Ihre Pionierarbeit in Sachen „Netzkunst“ und „KünstlerInnenvernetzung“ dürfte unbestritten sein. Sie wurde 1996 mit der „Goldenen Nica“, dem begehrten Innovationspreis der renommierten Linzer *ars electronica*, gewürdigt. Dennoch steht diese verdienstvolle Institution vor dem finanziellen Aus. Eine erdrückende Schuldenlast – so scheint es – könnte das akkumulierte Symbolkapital schon bald zur Gänze aufzehren.

Wie aber soll man – als Individuum wie als Gesellschaft – dem begegnen?

Subventionierung allein hat da keine Chance, gesunde und marktfähige Kunstorganisations-Organismen zu schaffen. Wie uns Ökonomen wie Dempsey oder Namara lehren, kann Subvention immer nur Zwangsernährung bedeuten. Sie verzerrt Märkte, hemmt ihre alles entscheidende Virilität und generiert dadurch gerade *keine* Zukunft, sondern bloß ein künstlich am Leben erhaltenes Gestern. Von daher ist die Entscheidung der Kulturverantwortlichen der Stadt Wien, keine Fördergelder in diese altehrwürdige, doch sterbende Unternehmung zu pumpen, nur zu begrüßen.

Es bedarf stattdessen – heute dringlicher denn je – neuer Wege und Mittel, eine lebendige und lebensfähige Kunst zu schaffen, worunter ich, wohlgerne, keine verstanden wissen möchte, die ihren InvestorInnen bloß unkritisch zu Willen ist.

Eine ökonomische Kunst darf keine prostituierte Kunst sein, will sie nicht ihren zentralen Mehrwertfaktor eifertig verspielen. Immerhin sind ihre Produkte „Aufrichtigkeit“, „Wahrhaftigkeit“ und eine fundamentalistische Weltkritik, die da einzusetzen hat, wo Gesellschaft nur noch Common Sense vulgo Selbstbetrug vulgo Stagnation bedeutet.

Die Autonomie des menschlichen Gestaltungswillens darf nicht zur Spielmarke ökonomischer Einflussnahme verkümmern – eine existenzielle Gefährdung, die wir momentan zu gegenwärtigen haben. Und dies kann umso weniger geschehen, als sich Kunst selbst unter ökonomischen Gesichtspunkten restrukturiert, also auch: widerstandsfähig wird gegenüber den aus den existenziellen Verkargungen der in ihr beschlossenen Daseinsweisen resultierenden Verlockungen. Denn das wusste bereits die antike Welt: Nur in einem gesunden Körper wohnt auch ein gesunder Geist!

Der alte, aus einer längst überwundenen, oft genug nur mit der eigenen Kränklichkeit habituell kokettierenden, Bohème stammende traditionelle Ekel der Kunst vor der Ökonomie *muss* überwunden werden! Allein das schafft ökonomische Unabhängigkeit für eine Kunst, die sich auch weiterhin als gesellschaftliche Größe, als Korrektiv, als Einspruchsstifterin, kurz: als *conditio sine qua non*, verstehen will! Ich verweise hierzu nicht zuletzt auf die viel zitierte Streitschrift „Die Ästhetik der Minderstandards“ von Wolfgang Rührup.

Zu Beginn des Jahres trat die Wiener KünstlerInnengruppe *monochrom*, mit der wir bereits seit längerem zusammenarbeiten, in einer ungewöhnlichen Angelegenheit an uns heran: Der renommierte, im Dezember 2005 verstorbene Grazer Künstler Jörg Schlick hatte den jungen Leuten den Stempel und damit das Wahrzeichen der von ihm mitbegründeten *Lord Jim Loge* inklusive aller damit verbundenen Markenrechte aus einer momentanen Notlage heraus günstig überlassen und ihnen damit einen nicht unerheblichen symbolischen Kapitalbetrag in die Hände gespielt. *monochrom* war sich dessen bewusst, dass eine *künstlerische* Bearbeitung dieses Gegenstandes – und insbesondere der damit verbundenen *Lord Jim Loge*, die mit dem Stempel in ihren Besitz übergegangen war – zugleich eine *ökonomische* Verwertung bedeuten würde. Ich habe der Gruppe geraten, diese Übernahme als einen ökonomischen Akt zu betrachten – als eine – wie ein solcher Vorgang im Zusammenhang mit Konzernpolitik gerne genannt wird – „feindliche Übernahme“.

Für mich war diese Weitergabe einer Institution, die bis dato verknüpft war mit einem 1980er-Kunstbegriff, also einem längst fragwürdig gewordenen Neo-Bohemismus, ein hochgradig symbolträchtiger Akt. Viele Jahre lang war die *Lord*

Jim Loge von einer rein negationistischen Verweigerungshaltung getragen, sie präsentierte sich als exakte Verkehrung gewöhnlicher Logenpolitik. Schon das Logenmotto – „Keiner hilft keinem“ – versinnbildlichte diese Negativität und das spaßistische Selbstaufhebungsprinzip, dem es Folge leistete. Desgleichen verriet die Mitgliedschaftspolitik jenen allzu bekannten 1980er-Schalk: Die meisten Mitglieder wurden über ihre Aufnahme gar nicht erst informiert, und es gab neben dem weiblichen Geschlecht nur ein Ausschlusskriterium: den unbedingten Willen, aufgenommen zu werden.

In ihrem Wesen war die *Lord Jim Loge* nichts weiter als eine feuchtfrohliche und inszeniert größtenwahnsinnige Runde, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, dass ihr Logo – *Sonne Busen Hammer* – bekannter werden sollte als das von *Coca Cola*. Zu gut abgesicherte Kindsköpfe an einer Art virtuellem Stammtisch in ganz realem Alkohol- und Zigarettenrauch! Damals vielleicht noch ein halb-funktionsfähiger Jokus, heute jedoch die reine Unproduktivität, aus der keine gesellschaftlich verantwortungsvolle Haltung erwachsen wird.

In den ausgehenden 1980er Jahren war dies ein letzter, sich aufbäumender Rest von Gegenkultur als eine Kultur inszenierter GegnerInnenenschaft, die die modernen Subkulturen (Beatniks, Hippies, Punks, HipsterInnen) mit ihrem alt-bohemistischen Erbe zu einer kunsthistorischen und lebensästhetischen Formation verband.

In den 1990ern ist jene radikale Intervention des illusionslosen Dagegenseins und des permanenten Aussteigens längst verbraucht. Sie nimmt sich heute nur noch als müder Versuch von Vermeidungsverhalten am Unvermeidlichen aus. Ihre einmal notwendige Kritik und ihr Befreiungsversprechen von disziplinargesellschaftlichen Zwängen ist Nostalgie, gemeinsam mit der obrigkeitlichen Disziplinargesellschaft ist sie zum Relikt erstarrt.

monochrom möchte daher die *Lord Jim Loge* renovieren, ja, neu erfinden, und damit das in ihr eingefrorene symbolische Kapital in neue Zusammenhänge und Anliegen fließen lassen.

Denn trotz anachronistischer Strukturen ist sie doch hervorragend am Kunstmarkt positioniert, immerhin zählen Künstler wie Martin Kippenberger, Albert Oehlen oder der Autor Wolfgang Bauer („*Magic afternoon*“) zu ihrem inneren Zirkel, und das sich nunmehr im Besitz von *monochrom* befindliche Logo prangt auf zahlreichen Bildern vor allem Kippenbergers, der einer der zur Zeit bestgehandelten Maler des letzten Jahrhunderts darstellt. Allein die hieraus erfolgenden Verwertungsrechte, die anteilig und möglicherweise rückwirkend auf Bildverkäufe aus dem Kippenberger Oeuvre anfallen, werden *monochrom* in die Lage versetzen, mit großem Nachdruck und entsprechender Performance in den Kunstmarkt einzusteigen.

Doch dazu wird es zunächst einmal nötig sein, eine Bestandsaufnahme

vorzunehmen und einen Businessplan zu erarbeiten, der auf den folgenden Seiten einzusehen ist. Das gemeinsam formulierte Nahziel wird sein, die *Lord Jim Loge* aus ihrem in die Vergangenheit von Anti-Kunst-Kunst abgesehenen und hochgradig desolaten Zustand in ein am Kunstmarkt wettbewerbsfähiges, modernes Kunst-Unternehmen zu überführen.

Das Fernziel besteht darin, die Kunstszene als solche umzustrukturieren. Dazu wird es für *monochrom* nach meinem Dafürhalten unumgänglich sein, zu expandieren und zu investieren. Subventionsruinen nach Art der *netbase* gibt es genug, und *monochrom* könnte ihnen auf die Sprünge ins längst angelaufene Jahrtausend helfen.

Helfen kann *monochrom* solchen Gruppen, vor allem aus dem prekarierten Nachwuchsbereich, indem es in sie investiert, also kulturelles und reales Kapital einströmen lässt. Jedoch, *monochrom* möchte *investieren*, nicht *subventionieren*. Wer subventioniert hilft im Endeffekt niemanden. „Wir“ – so das von *monochrom* gelaunchte Logenmotto – „helfen allen!“ Denn, dass jeder Mensch ein Künstler ist, ist in dieser Form nicht länger finanzierbar. Was wir heute brauchen, ist eine starke, lebensfähige und schlanke Kunst, keine betrunkene und aufgeschwemmte Wirtshauskrakeelerei. Wir brauchen keine *Lord Jim Loge* mehr auf unserem Weg durch das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends, wir brauchen eine *Lord Jim Loge powered by monochrom*. Denn wie ruft uns doch die amerikanische Hardrockgruppe *MC 5* von ihrer ersten Langspielplatte „Kick out the jams“ durch die Zeit hindurch entgegen: „Brothers and sisters, the time has come for each and everyone of you to decide whether you are gonna be the problem or whether you are gonna be the solution!“



Frank Teyssandier